

Früh fremd? Honni soit qui mal y pense

Zur aktuellen Lage der Fremdsprachendebatte

Von Roger von Wartburg



Die Debatte um den Fremdsprachenunterricht auf der Primarstufe ist seit nunmehr einem Jahrzehnt ein Dauerbrenner in Medien, Bildungspolitik und Lehrerzimmern. In den vergangenen Monaten ist die Diskussion noch einmal zusätzlich befeuert worden, nicht zuletzt durch politische Entscheidungsprozesse in verschiedenen Kantonen bis hin zu Äusserungen von Bundesrat Alain Berset. Anlass genug, zum wiederholten Male eine aktualisierte Bestandesaufnahme vorzunehmen.

Ironie der Geschichte in Schaffhausen

Damit dürfte D-EDK-Präsident Christian Amsler, seit Jahren ein glühender Verfechter zweier Primarfremdsprachen im Rahmen des Lehrplan-21-Konzepts, kaum gerechnet haben: Dass das Parlament seines Heimatkantons Schaffhausen am 17. Februar 2014 – und damit knapp 6 Jahre nach der dortigen Einführung von Fröhenglisch ab der 3. Klasse – mit einer Zwei-Drittelmehrheit verlangen würde, dass die Schaffhauser Primarschulkinder künftig nur noch zu einer Fremdsprache verpflichtet werden sollen.

Erziehungsdirektor Amsler muss sich nun folglich gegen seinen eigenen Willen dafür einsetzen, dass nur eine Fremdsprache auf der Primarstufe obligatorisch bleibt, zusätzlicher Fremdsprachen-Unterricht dagegen auf Freiwilligkeit basieren soll.

Das grosse Rumoren in den Kantonen

Vergeblich hatte Christian Amsler den Schaffhauser Kantonsrat vor der «Signalwirkung» eines solchen Entscheids gewarnt. Aus der Luft gegriffen sind Amslers Befürchtungen indes nicht, denn in diversen Kantonen steht der frühe Fremdsprachenunterricht unter massivem Druck – mancherorts sogar schon vor seiner geplanten Einführung.

So wird die Zuger Regierung auf Druck des Parlaments nach den Sommerferien 2014 den Fremdsprachenunterricht evaluieren müssen, um herauszufinden, wie viele Kinder mit dem Fröhfranzösisch tatsächlich überfordert sind. In den Kantonen Luzern, Graubünden und Nidwalden wurden Initiativen mit dem Ziel lanciert, sich auf eine Fremdsprache an den Primarschulen zu beschränken.

Auch in den Kantonen Thurgau und Basel-Landschaft sind parlamentari-

sche Vorstösse hängig, die nur eine obligatorische Fremdsprache fordern. Im Aargau schliesslich mehren sich die Stimmen, die angesichts bevorstehender Sparübungen lieber auf die Einführung von Fröhfranzösisch verzichten wollen, anstatt das bestehende Angebot an den Schulen zusammenzustreichen.

Blick zurück zur EDK-Sprachenstrategie 2004

Der Ursprung der ganzen Debatte liegt mittlerweile 10 Jahre zurück. Beraten von führenden Schweizer Sprachwissenschaftlern, hatte die Erziehungsdirektorenkonferenz einen folgenschweren Grundsatzentscheid gefällt: die Vorverlegung des Fremdsprachenunterrichts um zwei Jahre, hin zum «Modell 3/5». Damals hiess es von Seiten der Promotoren, «das Hirn von Kindern sei besonders aufnahmefähig für Sprachen. Gleichzeitig fühlte man sich durch den weltweit zu beobachtenden Trend zur Vorverlegung der Fremdsprachen bestätigt.»¹

Insbesondere in der Politik fühlten sich angesichts derartiger Verheissungen auch in den Folgejahren manche Akteurinnen und Akteure dazu bemüht, in das gleiche «Hirnforschungshorn» zu stossen – gelegentlich herben argumentativen Bruchlandungen zum Trotz.

So verkündete SP-Nationalrätin Chantal Galladé in einem Interview, dass das Sprachzentrum im Hirn im Alter von vier bis sieben Jahren sehr aufnahmefähig sei. Auf den Hinweis der Journalistin, wonach Studien zeigen würden, dass Schüler mit Fröhfranzösisch die Sprache am Ende ihrer Schulzeit nicht besser beherrschten als jene, die erst später damit beginnen, antwortete Galladé: «Das stimmt. Allerdings ist dasselbe fürs Fröhenglisch nicht erwiesen. Dort lohnt sich ein früher Start meines Wissens.»²

Apokalyptische Töne zur Lage der Nation

Die Tatsache, dass aktuell in einigen Kantonen zumindest erwogen wird, eine der beiden Fremdsprachen an die Oberstufe (zurück) zu verlegen, gewann in den letzten Wochen zusätzliche Sprengkraft dadurch, dass, mit Ausnahme der an der Sprachgrenze liegenden Kantone, diese erst später zu erlernende Fremdsprache tendenziell nicht etwa Englisch, sondern Französisch sein solle. Damit wurde die Thematik um eine geradezu staatspolitische Dimension erweitert – oder wenigstens in diesem Sinne hochstilisiert.

Geharnischte Reaktionen waren die Folge. Ein Vorstandsmitglied der Organisation «Pro Grigioni Italiano» sprach von einem «zersetzenden und verderblichen Vorschlag für unsere friedliche Koexistenz» in der Schweiz. Der emeritierte Basler Professor (und Berater bei der Vorverlegung des Fremdsprachenunterrichts) Georges Lüdi sagte: «Wenn wir miteinander nur noch Englisch sprechen, besteht die Gefahr, dass die Schweiz auseinanderbricht.»³ Auch der Walliser SP-Nationalrat und Lehrer Matthias Reynard sah den nationalen Zusammenhalt «in Gefahr» und verortete die Fremdsprachen-Debatte überdies als rein deutschschweizerisches Phänomen, denn in der Westschweiz stelle «niemand den Deutschunterricht in Frage.»⁴

Bundesrat Berset prescht vor

Endgültig zum eidgenössischen Politikum wurde die Fremdsprachendebatte durch den Positionsbezug von Innenminister Alain Berset Mitte März. Für ihn würde Französischunterricht erst ab der Oberstufe in der Deutschschweiz bedeuten, «dass wir schon heute akzeptieren würden, in der Zukunft uns nicht mehr im Land in einer Landessprache verstehen zu können.»⁵ Gleichzeitig drohte Berset jenen Kantonen, die «mit der Verdrängung des

Französischunterrichts aus der Primarschule liebäugeln, relativ unverhohlen mit einem Bundeseingriff.»⁶

Dabei gilt es sich das Folgende vor Augen zu führen: Gemäss dem 2006 per Volksabstimmung deutlich angenommenen Bildungsartikel in der Bundesverfassung ist der Bund dazu verpflichtet, per 2015 in die kantonale Schulhöheit einzugreifen, wenn die Kantone es nicht von sich aus schaffen, harmonisierte Lösungen zu erarbeiten. Wohlverstanden: In Absatz 4 des Verfassungsartikels findet sich nicht etwa eine Kann-Formulierung, sondern es heisst klar und unmissverständlich: «... so erlässt der Bundesrat die notwendigen Vorschriften».

Überschätztes Schulfranzösisch?

Alain Bersets Äusserungen wiederum riefen ihrerseits ablehnende Reaktionen hervor. Insbesondere der Artikel von Michael Furger aus der «NZZ am Sonntag» verursachte einige Wirbel. Furger schrieb: «Gäbe es eine Liste der häufigsten politischen Phrasen, dürfte ein Begriff nicht fehlen: die nationale Kohäsion. Wo wahre Argumente fehlen, beschwört das politische Personal in der Schweiz gerne den inneren Zusammenhalt des Landes. [...] Und so war es diese Woche Bundesrat Alain Berset, der sich anschickte, mit der Kohäsions-Keule ein paar aufmüpfige Kantone wieder in die richtige Spur zu klopfen. [...] Nun ist es so, dass die Lehrkräfte schon seit einiger Zeit kritisieren, dass zwei Fremdsprachen in der Primarschule lerntechnisch wenig Sinn ergeben. Viele Kinder seien überfordert [...]. Es handelt sich hier also um ein pädagogisches Problem. [...] Nach der Logik der Sprachen-Kohäsion fühlen sich die Deutschschweizer [...] den Romands mehr zugehörig, wenn sie als Kinder Französisch in der Primarschule gelernt haben – und umgekehrt. [...] Die Idee klingt hübsch, ist aber, wenn wir ehrlich sind, ziemlich hilflos. [...]»

Dass sich Romands und Deutschschweizer zuweilen missverstehen, bestreitet niemand. Aber es sind in aller Regel keine sprachlichen Missverständnisse daran schuld, sondern eine unterschiedliche Mentalität und Kultur. Und diese werden in zwei bis drei Wochenlektionen in der Primarschule nicht einmal rudimentär vermittelt. [...] Hören wir auf, unsere Landessprachen zu erklären und politisch aufzuladen. Die Sprache als Teil der nationalen Identität mag in einem einsprachigen Land funktionieren, aber nicht in der mehrsprachigen Schweiz. [...] Die Diskussion über Fremdsprachen in der Schule ist eine pädagogische Debatte. Sie sollte es bleiben. Die Politik hat hierzu wenig Substanzielles beizutragen. Als Kitt zwischen den Landesteilen taugt der Schulunterricht nicht.»⁷

In den Leserbrief-Spalten der nachfolgenden Tage erfuhr Michael Furger einige Zuspruch, wovon diese Auswahl zeugt: «Ich war früher auch für Fremdsprachen in der Primarschule – bis ich dies an den eigenen Kindern erlebte. Es ist in keinem Verhältnis, mit welchem Aufwand Primarschüler zwei Fremdsprachen lernen. Die Fähigkeiten nach mehreren Jahren Unterricht sind dafürftig. [...] Mit weniger Fremdsprachen bliebe in der Primarschule wieder etwas mehr Raum für die wesentlichen Grundlagen: Mathematik [...] und Muttersprache.»⁸ «Wer [...] beobachtet, wie Schüler in der dritten Klasse mit einer Fremdsprache beginnen, zumeist ohne Grundkenntnisse der eigenen Sprache, dem blutet das Herz ob eines solchen Unfugs.»⁹ «Vieles käme besser heraus auf der Welt, wenn man mehr auf die Praktiker als auf die Theoretiker hören würde. [...] Bundesrat Berset sollte sich einmal umhören in ein paar Deutschschweizer 6. Klassen und schauen, was den Kindern vom rudimentären Französischunterricht geblieben ist.»¹⁰ «In der Primarschule hat sich das vielgepriesene frühe Lernen

von zwei Fremdsprachen nebeneinander nicht bewährt. Mit dem Kurzfutter-Konzept mit nur zwei Wochenstunden pro Fremdsprache hat rund die Hälfte der Primarschüler keine Chance, ohne stützende Massnahmen in beiden Sprachen auf einen grünen Zweig zu kommen. Diese erhebliche Belastung der Primarschule durch die Fremdsprachen geht auf Kosten anderer zentraler Fächer, die [...] nachhaltigeren Lernerfolg versprechen.»¹¹

Unterschiedliche Aspekte der Debatte

Schon allein diese Kostproben aus Lehrbriefen machen deutlich, dass die Fremdsprachen-Thematik mittlerweile auf ganz unterschiedlichen Ebenen – auch wenn sich diese unmöglich säuerlich auseinanderdividieren lassen – eifrig, zuweilen gar emotional bis hitzig diskutiert wird:

- Die pädagogische Sicht: Sind zwei Fremdsprachen auf der Primarstufe überhaupt sinnvoll oder sollte man sich besser auf eine beschränken?
- Die staatspolitische Frage: Gebührt der Landessprache Französisch zwangsläufig der Vorzug vor dem Englischen?

- Die Föderalismus-Frage: Wo respektive wie stark hat sich die kantonale Hoheit hinsichtlich der Fremdsprachen dem generellen Harmonisierungs-Votum des Stimmvolkes zu beugen?
- Die didaktische Perspektive: Was taugt die bisher erfolgte Umsetzung des Frühfremd-Unterrichts inklusive der dazugehörigen Lehrmittel?
- Die Wahrnehmungs-Diskrepanz: Wie kommt es, dass sich die Einschätzungen zumindest eines Teils der «Bildungsfachleute» (einmal mehr) in hohem Masse von denen der betroffenen Lehrpersonen und Eltern unterscheiden?

Primat der Staatspolitik oder der Pädagogik?

Sprachlehrer, Englisch-Didaktiker und Bildungs-Blogger Urs Kalberer, landesweit einer der profiliertesten Kritiker des bestehenden EDK-Sprachenkonzepts, vertritt ganz klar die Ansicht, dass allein die Bedürfnisse der Lernenden ausschlaggebend sein müssten: «Es ist unsinnig, wenn haltlose staatspolitische Begründungen bemüht werden, um pädagogische Argumente zu

verdrängen. Der Fremdsprachenunterricht ist für die Kinder und nicht für den Staat.»¹²

Eine dezidierte Haltung bezüglich der Fremdsprachen-Staffelung nahm Michael Schoenenberger in der «NZZ» ein: «Welche Sprache soll nun zuerst an die Reihe kommen: Französisch oder Englisch? [...] In einem Land, in dem in Sonntagspredigten und am 1. August gern und stolz auf die Vielfalt der Kulturen und ihr tolerantes [...] Zusammenleben hingewiesen wird, kann es nur eine Antwort geben. [...] Die Landessprache hat [...] Vorrang.»¹³

Selbst alt Bundesrat Pascal Couchepin griff nun in die Debatte ein und stellte staatspolitische Überlegungen zugunsten des Primats des Französischen unmissverständlich über pädagogische Gesichtspunkte: «Es geht um viel mehr als eine rein schulische Entscheidung. [...] Die Koexistenz mehrerer Sprachen ist für die Schweiz grundlegender als die relativ junge direkte Demokratie oder die Neutralität [...]. Die sogenannten pädagogischen Argumente werden daneben zweitrangig.»¹⁴



Possen statt Pragmatismus?

Kalberer seinerseits taxierte Couchepins Sorge um die Fragilität der nationalen Einheit in seinem Blog etwas despektierlich als «welsche Warnposse»: «Sprachen lernen ist Privatsache und keine Pflicht. Unsere Kinder sind diesbezüglich dem Staat nichts schuldig. Weiter gibt es keinen Zusammenhang zwischen dem frühen schulischen Erlernen von Französisch und dem gegenseitigen Verständnis der Landesteile. Drittens ist es absurd, eine Krise des nationalen Zusammenhalts herbeizuhören zu wollen. Schon Dürrenmatt hat erkannt, dass die Schweizer National-sprachen eher nebeneinander existierten, denn miteinander. Vielleicht ist dies auch das Geheimnis unseres problemlosen nationalen Verständnisses.»¹⁵

Aus Kalberers Sicht ist die Prioritäten-setzung vieler Politikerinnen und Politiker ganz einfach falsch: «Die Politik interessiert sich nicht dafür, ob die Fremdsprachen gut oder schlecht ge-lern werden. Ihr geht es einzig darum, welche der beiden Fremdsprachen zu-erst begonnen wird. Ist es Französisch, dann sind wir Brückenbauer über die Sprachgrenzen hinweg. Ist es Englisch, dann impfen wir unsere Kinder mit dem kalten Hauch der internationalen

Finanzströme. Welch ein Blödsinn! Ent-scheidend ist doch, was die Jugendlichen am Ende der Schulzeit können.»¹⁶

Sprachregionale Bedürfnisse höher gewichtet?

Unrecht tätte man Urs Kalberer jedoch, wenn man ihn dem Vorwurf einer un-differenzierten Position aussetzen würde. In seinem Essay «Dilemma der Fremdsprache» vertritt er, auch vor dem Hintergrund der Erfahrungen in seinem Wohnkanton Graubünden, vielmehr die Ansicht, die Fremdspra-chens-Frage einer stärker sprachregional geprägten Betrachtungsweise zu-zuführen: «Sprachlich gesehen besteht die Schweiz [...] aus vier Regionen. [...] Die Bedürfnisse der einzelnen Sprach-regionen unterscheiden sich deutlich voneinander. Für einen Rätoromanen ist Deutsch viel zentraler als für einen Deutschbündner Romanisch. Unsere momentane Politik gründet auf einem «Gleichgewicht des Schreckens». So ist aus den Reaktionen aus der lateini-schen Schweiz zwischen den Zeilen zu lesen: «Wenn wir schon das Opfer auf uns nehmen und Deutsch ab der 3. Klasse unterrichten, dann erwarten wir, dass auch ihr unsere Sprache ab der 3. Klasse unterrichtet.» Doch diese Art von ausgleichender Gerechtigkeit

kann keine tragende Stütze für ein Sprachenkonzept sein. Besonders aus-geprägt zeigt sich dies am Beispiel des einzigen dreisprachigen Kantons Graubünden. Dort röhmt man sich ei-nes Konzepts, das den Schülern in je-der Sprache arithmetisch genau gleich viele Fremdsprachenlektionen zur gleichen Zeit zumutet. Was rechtlich und politisch durchaus vertretbar aus-sieht, wird in der Realität zur Farce. Die Romanen, die zweisprachig deutsch-romanisch aufwachsen und für die Itali-enisch nahe liegen, werden in den glei-chen Topf geworfen wie die Deutsch-bündner. Diese wiederum lernen – aus erzwungener kantonaler «Solidarität» und mit desolaten Resultaten – ab der dritten Primarklasse Italienisch und nicht wie ihre Kameraden in der rest-lichen Ostschweiz Englisch. Wir brau-chen darum eine differenzierte Ge-wichtung der Interessen jeder Sprach-region. [...] Wenn die Westschweiz wie bisher Deutschkenntnisse als priorität-einstuft, dann darf sie das tun. Nie-mand soll aber die Italienischbündner und Tessiner zwingen, Deutsch zu ler-nen, genau gleich, wie niemand den Deutschschweizern ein schlechtes Ge-wissen einreden darf, wenn sie Franzö-sisch erst ab der Oberstufe lernen wol-len.»¹⁷



Fanal zum Comeback des Schulföderalismus?

Auf den ersten Blick eher überraschend teilt auch Christophe Büchi, seines Zeichens Westschweizer Korrespondent der «NZZ», Kalberers Kritik an Bundesrat Bersets Wink mit dem Zaunpfahl: «Ich verstehe zwar, dass sich die Landesregierung um die Landessprachen Sorgen macht. [...] Und dennoch wäre eine Intervention des Bundes keine gute Sache.»¹⁸

Damit nicht genug; in seiner Argumentation stellte Büchi sogar explizit die 2006 an der Urne verordnete Vereinheitlichung der schweizerischen Schulsysteme in Frage: «Wenn es eine Domäne gibt, in denen der Föderalismus à la suisse weiter seine Berechtigung hat, dann ist es der Schulbereich. [...] Im Schulwesen [...] fallen regionale und lokale Besonderheiten schwer ins Gewicht, und sie sollten auch respektiert werden, gerade auch im Bereich des Sprachenunterrichts. Es ist doch sonnenklar, dass die Frage, wie und wann welche Sprachen gelehrt und unterrichtet werden sollten, etwa in der Ostschweiz und in Basel nicht gleich beurteilt wird. Statt alle Kantone über den gleichen Leisten zu schlagen, sollte deshalb jeder die für seine Situation beste Lösung suchen dürfen. Das grosse Problem ist allerdings, dass das Prinzip Föderalismus sich mit einem anderen Grundsatz der Schweizer Schulpolitik, mit dem Prinzip Vereinheitlichung (in der Regel harmlos als «Harmonisierung» bezeichnet), nicht gut verträgt, oder deutsch und deutlich gesagt: ihm letzten Endes diametral entgegenläuft. Auch wenn dies gern verweidelt wird: Es besteht hier ein Zielkonflikt. [...] Nun ist die Bereitschaft, föderalistische Vielfalt zu akzeptieren oder gar gut zu finden, in den letzten Jahren offensichtlich stark gesunken. Man will immer mehr einheitliche Lösungen. Und deshalb wurde in der deutschen Schweiz die Grossbaustelle Harmos eröffnet.

Und darum haben wir jetzt ein massives Problem in der Sprachenpolitik. Denn wenn man harmonisieren und vereinheitlichen will, dann kommt man um die Sprachenfrage nicht herum.»¹⁹

Schlachtung der Heiligen Kuh erforderlich?

Christophe Büchi warf vor dem Hintergrund der Fremdsprachen-Thematik jene Frage auf, die seit dem überdeutlichen Ja zum Bildungsartikel in der Bundesverfassung vor acht Jahren kaum mehr jemand zu stellen gewagt hatte: die Frage nach der allumfassenden Richtigkeit und Sinnhaftigkeit dieses politischen Entscheids. «Nun könnte man sich aber auch die Frage stellen, ob eine Vereinheitlichung der kantonalen Schulsysteme wirklich das Alpha und das Omega eidgenössischer Schulpolitik sein muss. [...] Überhaupt habe ich bisher kein definitiv überzeugendes Argument gehört, weshalb man die kantonalen Schulsysteme unbedingt vereinheitlichen sollte. Deshalb schiene es mir klüger, die zur Heiligen Kuh erklärte Harmonisierung zu schlachten, als den Schulföderalismus auszuhebeln. [...] Um es noch konkreter zu sagen. Wenn die Bevölkerung, die Lehrerschaft und die Behörden gewisser Innerschweizer Kantone wirklich der Meinung sein sollten, ihren Schülern und Schülerinnen sei Französisch in der Primarschule nicht zuzumuten, so finde ich dies zwar äusserst bedauerlich [...]. Aber man muss es akzeptieren. Es macht ja wenig Sinn, die kulturelle Vielfalt der Schweiz in Festreden zu loben und immer dann, wenn sie sich konkret manifestiert, nach einer einheitlichen Lösung zu rufen.»²⁰

Besonders interessant ist in diesem Zusammenhang, dass sich die NZZ-Journalisten Schoenenberger und Büchi zwar beide auf die hochgelobte «kulturelle Vielfalt der Schweiz» berufen, dabei aber zu vollkommen gegensätzlichen Schlussfolgerungen gelangen: Wäh-

rend Schoenenberger daraus nämlich das zwingende Primat der Landessprache ableitet, erkennt Büchi darin gerade eine notwendige Ablehnung derartiger Einheitslösungen.

Im «Tages-Anzeiger» wurden die beiden Nationalräte und ausgebildeten Lehrer Matthias Aebischer (SP) und Peter Keller (SVP) gemeinsam zu den Fremdsprachen im Spannungsfeld zwischen Harmonisierung und Föderalismus befragt. Wenig überraschend waren dabei die Rollen klar verteilt. Der Berner Aebischer argumentierte im «Berset-Stil» mit den Sprachen als Elixier des nationalen Zusammenhalts, während der Innerschweizer Keller die bildungspolitischen Harmonisierungsbemühungen insgesamt als «gescheitert» beschrieb. Darüber hinaus sah Aebischer Zustände wie in Belgien, das sich «in einem riesigen Sprachenstreit» befindet, auf die Schweiz zukommen. Keller seinerseits interpretierte die Probleme in Belgien ganz anders: «Das ist ein zentralisiertes oder eben «harmonisiertes» Land, das seinen Landesteilen viel zu wenig Freiheiten lässt. Genau darin liegt die Ursache dieser kulturellen Konflikte. Deshalb kann ich es nicht begreifen, dass man nun auch in der Schweiz beginnt, solche sensiblen Fragen von oben herab zu diktieren.»²¹

Crèmeschnitte im Kreuzfeuer

Hinsichtlich der bereits erfolgten Umsetzung des frühen Fremdsprachenunterrichts in den einzelnen Kantonen fällt auf, mit welcher Regelmässigkeit das Französisch-Lehrmittel «Mille feuilles» (Crèmeschnitte) in die Schlagzeilen gerät. Insbesondere in der «Basler Zeitung» tobtt seit Monaten eine Auseinandersetzung in Form von Wortmeldungen und Leserbriefen von Befürwortern und Gegnern des neuartigen Französisch-Unterrichts. Ende Februar 2014 wurde vermeldet, dass an verschiedenen Basler Primarschulen Eltern deswegen auf die Barrikaden gingen.

Eine Mutter wurde mit den Worten zitiert, sie halte «Mille feuilles» für ein problematisches und komplexes Lehrmittel, bei dem die Kinder nicht wüssten, wie sie üben sollten. Außerdem wurde das Vorankommen im Erlernen von Französisch mit «Mille feuilles» erheblich in Frage gestellt, da Kinder nach einem Jahr Unterricht noch nicht einmal im Urlaub eine Cola bestellen oder nach dem Weg fragen könnten. Das Gesamтурteil der Journalistin in ihrem Kommentar jedenfalls war vernichtend: «Problematisch ist [...], dass einmal mehr wertvolle Ressourcen und Kosten in dieses unsinnige Projekt gevestzt werden.»²²

Ganz anders tönte es von Seiten des deutschen Sprachdidaktikers Dieter Wolff, der als wissenschaftlicher Berater am Lehrmittel «Mille feuilles» mitgewirkt hatte und in derselben Ausgabe der «Basler Zeitung» ebenfalls zu Wort kam: «Das Lehrmittel entspricht den heutigen theoretischen Erkenntnissen in der Pädagogik, so einfach ist das. [...] Die Kinder sollen sprachliche

Kompetenzen erwerben. [...] Grammatik ist für viele ein Graus, trotzdem unterrichten viele Lehrer wie vor fünfzig Jahren. [...] Es ist definitiv zu früh, die Flinte ins Korn zu werfen. Ich kann meine Hand dafür ins Feuer legen, dass das funktionieren wird. Es braucht blass – wie so oft im Leben – etwas Geduld. Und eine gute, solide Ausbildung der Lehrerschaft.»²³

Eine verkorkste pädagogische Modeströmung?

Die Reaktionen der Leserschaft auf Herrn Wolffs Äusserungen fielen teilweise deutlich aus: «In der Pädagogik gibt es keine exakten «theoretischen» Erkenntnisse [...]. Daher verhalten sich solche Erkenntnisse wie Modeströmungen. Im Extremfall erreicht die Diskussion Religionsstatus, inklusive Oberguru. Pädagogik ist zum Jahrmarkt von «Wissen»schaftlern geworden, die verunsicherten Politikern Rezepte verkauft.»²⁴ «Die neue Fremdsprachendidaktik [...] entpuppt sich als weiterer Pädagogik-Hype, der nach Professor Dieter Wolff zwar angeblich «den heu-

tigen theoretischen Erkenntnissen» entspricht, den praktischen Realitäten jedoch nicht gerecht werden kann. Sprachenlernen funktioniert im Schulalter nicht mehr so wie beim Kleinkind, das mithilfe eines analytisch-vergleichend operierenden Automatismus des Gehirns die Muttersprache(n) aus dem «Sprachbad» systematisch aufsteigend konstruiert. Später muss Sprachenlernen leider ohne innere Lehrinstanz mit bewusst vollzogenem Verstehen, Anwenden und Erinnern gelernt werden. Hinter der grossartig angekündigten Lehrmethode verbirgt sich in Wahrheit eine verkorkste Mischung aus vergleichender Sprachwissenschaft, missverstandener Gehirnforschung, technokratischer Kompetenzideologie und modischer Schonpädagogik, insgesamt eine Mixtur, die den Starken nicht schadet, die Schwachen aber überfordert.»²⁵

Leserbriefschreiber Peter Uhr dagegen zeigte sich erbost über die «undifferenzierten Attacken» der «BaZ»-Berichterstattung zu «Mille feuilles».



Er unterstellte der Urheberin «komplett falsche Behauptungen» sowie mangelnde «Sorgfalt und Fairness»²⁶. Verschwiegen werden sollte dabei aber nicht, dass Peter Uhr der Geschäftsführer des Schulverlags «plus» ist, welcher landesweit das Lehrmittel «Mille feuilles» herausgibt. Es fällt dem aufmerksamen Zeitungsleser daher zunehmend schwer, sich des Eindrucks zu erwehren, dass sich bisher nur Personen öffentlich positiv zu «Mille feuilles» geäussert haben, die persönlich in Entwicklung oder Vertrieb des Lehrmittels respektive damit verbundene Weiterbildungsangebote involviert (gewesen) sind.

«Sie haben es halt nicht richtig verstanden!»

Kritische Wortmeldungen zu «Mille feuilles» wollen indes nicht abreißen. Anfang Mai doppelte Susanne Stettler in der «Basler Zeitung» nach: «Kürzlich half ich meiner Tochter beim Französisch. Sie geht in die dritte Klasse [...]. Meine Tochter sollte sich auf einer CD ein Interview mit einem Zirkuskind anhören und danach aufschreiben, was sie verstanden hatte. Nach zehn Minuten bat mich meine Tochter um Hilfe: Sie kaprierte nichts, es würde auf der CD zu schnell gesprochen. Also las ich ihr dieselben Texte vor und bat sie, mir die Sätze vorzulesen. Das Problem: Sie konnte das meiste nicht (richtig) aussprechen. Erst mit meiner Hilfe und Erklärungen gelang es ihr, mehr als einzelne Worte zu übersetzen. An der Intelligenz meiner Tochter kann es nicht liegen, sie ist eine sehr gute Schülerin [...]. Allerdings frage ich mich, wie viel das Lehrmittel «Mille feuilles» taugt. [...] Im Buch finden sich im angesprochenen Interview Passagen wie «J'aime la caravane parce qu'elle est différente de la maison et qu'il n'y a pas beaucoup de gens qui vivent en caravane.» So schwierige Texte hätte ich nach einem halben Jahr Französisch nie verstanden und wurde deshalb

auch noch nicht damit konfrontiert. Und heute, wo zu diesem Zeitpunkt im neuen Lehrmittel Grammatik, Zeiten und Konjugieren noch kein Thema sind, sollen sich die Schülerinnen und Schüler selbst helfen. [...] Zum Glück haben ich und mein Mann Französisch gelernt, sodass wir unserer Tochter helfen können. [...] Und was geschieht mit Kindern, deren Eltern keine Ahnung von Französisch haben?»²⁷

Die Antwort auf diesen Beitrag liess nicht lange auf sich warten. Zwei in der Fremdsprachen-Didaktik tätige Damen liessen in ihrer Replik keinen Zweifel daran aufkommen, wo das Problem ihrer Ansicht nach liegt: Frau Stettlers Argumente würden zeigen, «dass sie die Prinzipien eines zeitgemässen Fremdsprachenunterrichtes nicht verstanden hat. [...] Die Kinder sind in der sich schnell verändernden Welt darauf angewiesen, sich neuen Situationen rasch anzupassen. Dazu brauchen sie neue Lernwerkzeuge, eine Vielzahl von Strategien zum Lösen von anspruchsvollen Aufgaben, Freude am Lernen und vor allem Mut, auch Dinge anzupacken, die sie noch nicht ganz beherrschen. So sollen sie mit Kreativität ihre Lücken überwinden können. Das Ziel des Fremdsprachenunterrichtes in der Schule ist Offenheit und Ansporn lebenslang selbstständig das zu lernen, was die Situation erfordert. «Mille feuilles» vermittelt Sprache mit genau dieser Haltung. Es tut dies mit echtem, kindgerechtem Textmaterial aus dem französischen Sprachraum.»²⁸

Implizit wurde sogar der Vorwurf erhoben, Frau Stettler unterwandere mit ihrem Verständnis von Fremdsprachenunterricht gewissermassen den Lernerfolg ihres Kindes: «Viele haben [...] schlechte Erinnerungen an den Französischen Unterricht. Es war viel Auswendiglernen von isolierten Wörterlisten, Büffeln grammatischer Ausnahmen sowie Lesen und Übersetzen von ir-

gendwelchen Texten. Diese veralteten Methoden sind zum Glück in der Schule passé. Leider aber, wie wir lesen, nicht bei allen Kindern zu Hause.»

Die Desavouierung systematischen Unterrichts

Mit Verlaub: Die Entgegnung der «zeitgenössischen» Fremdsprachen-Didaktikerinnen sowie die darin empfohlene Eltern-Broschüre²⁹ des Lehrmittels «Mille feuilles» vermögen den Autor dieses Artikels, der selber über 13 Jahre Fremdsprachen-Unterrichtserfahrung auf der Sek I verfügt, nicht zu überzeugen. Zu sehr lesen sie sich wie ein Potpourri der schulreformerischen Slogan-Maschinerie der letzten Jahre: von der «Vielzahl an Strategien» über die «Freude am Lernen» (immerhin wird der Begriff «Spaß» tunlichst vermieden ...), «Kreativität», «Offenheit», «ungehemmte Gespräche» bis hin zum «lebenslangen und selbstständigen Lernen». Wer will da überhaupt erst wagen, Skepsis zu äußern oder gar Kritik zu üben?

Der herkömmliche Fremdsprachen-Unterricht jedoch, der sich unter anderem durch eine systematisch-aufbauende Herangehensweise auszeichnet, wird durch eine ungehörig abschätzige, die realen Gegebenheiten in den Klassenzimmern verzerrende Darstellung («Auswendiglernen von isolierten Wörterlisten», «Übersetzen von irgendwelchen Texten», «altmodische Drillmethode», «absolute Korrektheit», «fehlerfreies Schweigen», «eintrichten») als Popanz missbraucht, vor dessen Hintergrund sich das angeblich überlegene Neue als notwendig erweisen muss.

Derartige Durchsetzungsstrategien kennt man mittlerweile zur Genüge, wie auch ein Leserbrief-Schreiber erkannt hat: «Die Masche ist immer dieselbe im pädagogischen Diskurs [...]: Eine (vermeintlich) neue Methode er-

hält enthusiastische Vorschusslorbeeren, obwohl ihr Erfolg keineswegs garantiert werden kann, das Bisherige wird – einseitig verzerrt – als völliger Schwachsinn dargestellt, Kritisierende des Neuen werden als hoffnungslos altmodisch diffamiert.»³⁰

Wenn Falsches richtig ist

Ein Paradebeispiel dafür, wie verpönt ein systematischer Erwerb von Kenntnissen z.B. im Bereich der schriftlichen Produktion der Fremdsprache ist, zeigt die Tatsache, dass den Eltern in der Broschüre explizit untersagt wird, die Texte ihres Kindes «nachzukorrigieren». Stattdessen heisst es: «Haben Sie Vertrauen in die Tatsache, dass Fehler das spätere Erlernen der richtigen Form in keiner Weise beeinträchtigen.» Ein zu häufiges Korrigieren von Fehlern «würde die Lernenden hemmen und das Lernen beeinträchtigen.»

Abgesehen davon, dass diese Darstellung einmal mehr den Eindruck erweckt, im bislang gepflegten Fremdsprachen-Unterricht würde jeder Fehler eines Schülers resp. einer Schülerin mit 1000 Peitschenhieben und/oder mehrjähriger Verachtung durch die Lehrperson sanktioniert, blendet sie verschiedene zentrale Punkte aus:

- Kinder haben ein Recht darauf zu erfahren, wie etwas richtig heisst, geschrieben oder ausgesprochen wird. Und in aller Regel wollen die Kinder das auch wissen.
- Das Konzept «Wenn Falsches richtig ist» hat anderswo bereits im Zusammenhang mit dem Erlernen der Erstsprache Schiffbruch erlitten, wie die deutsche Bildungsjournalistin Heike Schmoll nachgewiesen hat: «Überall, wo [...] Kinder [...] genau so schreiben, wie sie die Worte hören, die falsch geschriebenen Worte auch noch einprägsam an der Tafel sehen und die Korrektur erst am Ende der Grundschule einsetzt, haben sie grosse Rechtschreibschwierigkeiten.»³¹

- Wenn das Erlernen des korrekten Schriftbildes systematisch vernachlässigt wird, zeitigt dies nicht nur Probleme in der Orthographie, sondern führt auch zu erheblichen Schwierigkeiten, flüssig lesen zu lernen und Gelesenes sinngemäss zu verstehen.
- Korrekturen von Lehrpersonen bezüglich mündlichen und schriftlichen Produktionen der Schülerinnen und Schüler werden nur dann problematisch, wenn etwas in sie hineinprojiziert wird, was sie nicht sind: Persönlichkeitsurteile etwa. Selbstverständlich dürfen, ja müssen Fehler gemacht werden beim Lernen, aber trotzdem gehört es zur Aufgabe der Lehrpersonen, ihren Schützlingen zu zeigen und zu erklären, wie es richtig ist. Diese Haltung vertritt wohl auch der Verein Schweizerischer Gymnasiallehrer (VSG), wenn er in seinen Forderungen zum Lehrplan 21 schreibt – man beachte das eingeklammerte Ausrufezeichen! –, eine Fremdsprache müsse «gelernt und gelehrt (!) werden.»³²

Der Hauptirrtum: künstliche Immersion

Es steht ausser Frage: Am besten lernt man eine Sprache gemeinhin dadurch, dass man sich längere Zeit in ein Land respektive eine Region begibt, wo die Zielsprache gesprochen wird. Einschränkend muss allerdings gesagt werden, dass selbst dies im digitalisierten Zeitalter tendenziell schwieriger geworden ist, da man via Internet und Smartphone jederzeit und überall mit den Daheimgebliebenen in Kontakt treten respektive Medien in der eigenen Muttersprache konsumieren kann.

Nichtsdestoweniger ist es im Grundsatz richtig, dass ein längerer Sprachaufenthalt die besten Aussichten auf einen raschen und gleichwohl nachhaltigen Lernerfolg birgt, weil dadurch die simple Notwendigkeit entsteht, permanent in echten Alltagssituatio-

nen Gelerntes anwenden zu müssen, um sich verständigen zu können – und um zu bekommen, was man wünscht. Gleichzeitig muss festgestellt werden, dass es diese Möglichkeit des Sprachenlernens in einem Bildungssystem wie dem unsrigen während der obligatorischen Schulzeit so nicht gibt.

Das Frühfremd-Konzept scheint nun zu versuchen, eine derartige Immersions-Situation durch das vielzitierte «Sprachbad» künstlich zu imitieren – und verkennt dabei, dass das mit nicht die authentische Lebensrealität betreffenden Settings in ein paar wenigen isolierten Wochenlektionen nicht möglich ist. Auch dann nicht, wenn den Eltern in der «Mille feuilles»-Broschüre geraten wird: «Lassen Sie Ihr Kind die französischen Texte hören, so oft es will. [...] Gewähren Sie Ihrem Kind wenn möglich den Zugang zu einem Computer. Ermutigen Sie es, die multimediale Inhalte der CD-ROM zu nutzen.»

Übung abbrechen?

Sprachwissenschaftler Rudolf Wachter von den Universitäten Basel und Lausanne schliesslich war es vorbehalten, unlängst zum ultimativen Paukenschlag auszuholen: «Es ist nicht erwiesen, dass sie [die Fremdsprachenkenntnisse] besser werden, wenn mit dem Unterricht möglichst früh begonnen wird. Dies wäre nur gewährleistet, wenn ein Immersionseffekt erreicht werden könnte, das heisst ein wirkliches Eintauchen der Kinder in das Leben in der Fremdsprache. Nur da trifft es zu, dass kleinere Kinder schneller lernen als grössere. [...] Im Gegenteil, es ist erwiesen, dass fünf Wochenstunden in der Oberstufe bessere Resultate bringen als zwei Stunden über acht Jahre hinweg, weil bei grösseren Kindern der Erklärungseffekt und der Rückgriff auf bereits erworbene Sprachkompetenz in anderen Sprachen, speziell in der Erstsprache, fruchtbar gemacht werden kann. Früh-

englisch (und Frühfranzösisch) sind somit eine Alibiübung und reine Zeitverschwendungen.»³³

Und auch Urs Kalberer argumentiert nahezu identisch: «In der Zwischenzeit zeigen die Erfahrungen mit der Vorverlegung zwei Dinge: Es gibt noch keine praktikable Didaktik für Primarschüler – das Versprechen des spielerischen Lernens ohne Anstrengung kann nicht eingehalten werden. Zweitens ist der Erfolg – gemessen am riesigen Aufwand – bescheiden. Es ist für die Sprachkompetenz am Ende der Schulzeit nicht entscheidend, wie früh man beginnt. Kinder können nämlich ihre Vorteile gegenüber Erwachsenen nur ausspielen, wenn sie sehr viel Kontakt zu neuen Sprachen erhalten. Da ältere Schüler sehr viel schneller und nachhaltiger lernen als jüngere, ist ein auf weniger Jahre komprimierter Unterricht mit mehr Wochenlektionen gegen Ende der Schulzeit wirkungsvoller. Diese Erkenntnis ist die erste Voraussetzung zum Durchschneiden des helvetischen Sprachenknotens und entschärft die herrschende Hysterie rund um das schulische Fremdsprachenlernen.»³⁴

Ihre Meinung ist gefragt!

Im Kanton Baselland wird seit dem Schuljahr 2012/13 ab der 3. Primarklasse Französisch unterrichtet, im Sommer 2014 wird mit Englisch in den 5. Klassen begonnen. Der LVB ist sehr interessiert an den Einschätzungen der Lehrpersonen, die in diesem Bereich ihre ersten Erfahrungen gesammelt haben oder die kurz davor stehen. Erkennen Sie sich in den geäußerten Bedenken wieder oder fällt ihr Urteil ganz anders aus? Betreiben die Skeptiker Schwarzmalerei oder teilen Sie wenigstens einen Teil ihrer Kritik? Schicken Sie uns Ihre Eindrücke per E-Mail an **info@lvb.ch!** Vielen Dank!

Mindestens «gewöhnungsbedürftig» wirkt in diesem Zusammenhang übri-

gens eine Information, die dem LVB kürzlich zugetragen wurde: In den obligatorischen Weiterbildungs-Veranstaltungen in Baselland werde den betroffenen Primarlehrpersonen nämlich in Form von Rollenspielen beigebracht, mit welchen vorgefertigten Repliken sie auf allfällige kritische Fragen von Elternseite reagieren sollen, um den neuartigen Fremdsprachenunterricht erfolgreich verteidigen zu können. Honni soit qui mal y pense ...

Falls Sie diesen französischen Satz übrigens nicht verstehen sollten, dürfen Sie ihn lesen, so oft Sie wollen.

^{1, 17, 34} Dilemma der Fremdsprache, Die Weltwoche 09/2014

² «Es gibt Rechtschreibprogramme», Die Weltwoche 45/2010

³ «Gefahr, dass die Schweiz auseinanderbricht», 20 Minuten, 29.03.2014

⁴ Grosse Niederlage für den Vater des Lehrplans 21, Basler Zeitung, 19.02.2014

⁵ Sonntagsrundschau, Radio SRF, 15.03.2014

⁶ Wird der Aargau Alain Berset ärgern?, Aargauer Zeitung, 17.03.2014

⁷ Schulfranzösisch wird überschätzt, NZZ am Sonntag, 16.03.2014

^{8, 12} NZZ, 17.03.2014

⁹ NZZ, 21.03.2014

^{10, 11} NZZ am Sonntag, 23.03.2014

¹³ Sonntags predigen, montags handeln, NZZ, 13.03.2014

¹⁴ Was die Schweiz ist, Die Weltwoche 16/2014

¹⁵ <http://schuleschweiz.blogspot.ch/2014/04/welsche-warnposse.html#more>

¹⁶ <http://schuleschweiz.blogspot.ch/search/label/Fremdsprachen?updated-max=2014-03-26T17:42:00%2B01:00&max-results=20&start=20&by-date=false>

^{18, 19, 20} Schulföderalismus, ade?, NZZ, 25.03.2014

²¹ «Haben Sie eigentlich Latein gelernt, Herr Aeischer?», Tages-Anzeiger, 24.03.2014

²² Schüler sollen in Französisch baden, Basler Zeitung, 27.02.2014

²³ «Es ist zu früh, die Flinte ins Korn zu werfen», Basler Zeitung, 27.02.2014

²⁴ <http://bazonline.ch/basel/stadt/Es-ist-zu-frueh-die-Flinte-ins-Korn-zu-werfen/story/13980995?comments=1>

²⁵ Basler Zeitung, 03.03.2014

²⁶ Basler Zeitung, 04.03.2014

²⁷ Das Leiden der Franzi-Schüler, Basler Zeitung, 02.05.2014

²⁸ Freude am Lernen, Mut für Französisch, Basler Zeitung, 15.05.2014

²⁹ http://www.1000feuilles.ch/platform/content/element/909/001593_mille_feuilles_elternbroschuere_internet.pdf

³⁰ Basler Zeitung, 17.05.2014

³¹ Zweifelhafte Reformen vergrössern die Kulturwüste, Frankfurter Allgemeine Zeitung, 01.09.2011

³² [http://www.vsg-sspes.ch/index.php?id=48&no_cache=1&tx_ttnews\[tt_news\]=94](http://www.vsg-sspes.ch/index.php?id=48&no_cache=1&tx_ttnews[tt_news]=94)

³³ Schaffen wir die Frühfremdsprachen doch einfach wieder ab, NZZ am Sonntag, 20.04.2014